



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Δ: Aus Pesth.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Herausziehen von 150 Millionen würde eine sehr große Zahl der Mülhkäder, welche der Geldstrom umtreibt, zum Stillstand bringen.

Die nachtheiligen Wirkungen einer solchen Anleihe würden sich verdoppeln und verdreifachen, wenn sie gar zwangsweise zu Stande gebracht werden müßte; nichts ist gehässiger, nichts schwieriger als eine solche executive Eintreibung, wie sie so eben in Oestreich, Italien stattfinden sollte. Von den ausgeschriebenen 120 Mill. Lire wurden achtzehn subscribirt, und ironisch schreibt die Mailänder Commune ans Ministerium, sie wolle den Rest von 102 Mill. Lire mit den andern Communen des lombard.-venetian. Königreichs nach eigener Vermittlung herbeischaffen. Die Wirkung eines solchen Zwangsanlehens wäre, daß das Pfund Fleisch, das in diesem Monate den nie erlebten Preis von 35 Kr. Wien. Währ. limitirt erhielt, noch um 50 % theurer würde. Der durch die Robotablösung geldbare Gutsbesitzer, der fast um das doppelte besteuerte Grundeigenthümer, der durch die entwerthete Bankvoluta gedrückte Handelsmann, die creditlose Industrie, der capitalbedürftige Producent, sie alle würden durch eine solche Anleihe noch mit der Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse besteuert, wie sie bereits jetzt als Revange für den Zwangscours des Papiergeldes alle Märkte beherrscht.

Nur Eins kann die Geldverhältnisse Oestreichs bessern und endlich regeln; nur Eins, was der Finanzminister selbst in mehreren Ordonanzen mit Nachdruck hervorhob, nemlich: Vertrauen in die Regierung.

Der größte Tadel, welcher die Finanzcommission trifft, ist das Auslassen dieser Stütze; freilich mußte es ihr schwer werden, dies einem Ministerium zu sagen, das niemals das Vertrauen des Landes erringen kann. Der Finanzansweis für 1848, den der Minister erst 7 Monate nach Ablauf des Jahres veröffentlicht, ist nicht geeignet, irgendwie Vertrauen in die Geldzustände einzusüßen.

Darüber nächstens.

A u s P e s t h.

Den 7. Juni.

In Jedlig's „Soldatenbüchlein“ habe ich unter der vielen Markatender-Poesie auch Ein wirklich schönes Gedicht gefunden. Es ist ein heiterer Moment in dem finstern Gewühle des Schlachtenlebens, mit Geist erfaßt und mit den schönsten Farben einer dichterischen Phantasie ausgemalt. — In einem der heftigsten Gefechte zwischen den Oestreichern und Piemontesen erscheint, als der Kampf am heftigsten wüthet, ein Priester im heiligen Gewande, den Leib des Herrn hoch vor sich her tragend, zwischen den Kämpfern. Wie die Meereswogen von dem Dreizack des Neptun, werden die Krieger von diesem Anblick gebannt, sie weichen von beiden Seiten zurück, senken ihre Waffen und fallen anbetend nieder vor dem Bilde des Ge-

kreuzigten. — Der Priester nähert sich einem mit dem Tode ringenden Krieger, gibt ihm die letzte Oelung, verrichtet im Angesicht der beiden feindlichen Heere sein Gebet und entfernt sich mit langsamen Schritten wieder. Die Krieger blicken dem frommen Hirten mit verklärter Bewunderung nach; doch kaum ist seine geisterhafte Gestalt am Horizonte verschwunden, so beginnt der Kampf von Neuem wieder, und die von einem Symbol gebannten Leidenschaften wüthen wie die entfesselten Elemente mit neuer Schnelkraft gegen einander. — Dieses erquickende Bild eines poetischen Gemüths findet in unserer unerquicklichen Prosa seinen leibhaften Doppelgänger. Die um die Suprematie in Deutschland ringenden Mächte lassen ihre halbgezogenen Schwerter in die Scheide zurückfallen, denn am Horizonte zeigt sich der heilige Vater der monarchischen Religion in dem vollen Glanze seiner Größe und seiner rettenden Allmacht. Dahin wallfahrten die Priester von Gottes Gnaden und lauschen der salbungreichen Worte des großen Meisters, der der sterbenden Europa die letzte Oelung geben soll. Die Blicke aller Gläubigen sind wie die der betenden Juden nach Osten gerichtet, denn von dort kommt das Heil der rettenden Thaten und die Erlösung in Ewigkeit. Amen!

Doch nicht nur die Jünger des alleinseligmachenden Alleinherrschers, sondern auch die legerischen Radicale blicken in banger Erwartung nach der Hauptstadt des alten Polen, denn das Unglück macht gläubig, und unsere Radicale waren doch so oft genöthigt ihren Glauben zu wechseln. Erst das Ministerium Bathyani, dann, als dies zu den Tàblabiró's geworfen wurde, folgte der Landesvertheidigungsausschuß, diesem folgte Kossuth, Görgei, die Altconservativen, und endlich kommt auch an Zar Nikolaus die Reihe. Und logisch haben die Radicale vollkommen Recht. „War denn Zar Nikolaus,“ so folgern sie, „je ein Freund Oestreichs?“ und doch hat er zwanzigtausend Menschen und vielleicht eben so viele Millionen Rubel geopfert, um dessen Thron zu retten! Warum? Weil die Rettung dieses Thrones in seinem eigenen Interesse lag. Könnte es aber nun, nachdem man in Ungarn so viele Sympathien hat, nicht auch im Interesse des Zaren liegen, Ungarn vor ein Aufgehen in Oestreich zu schützen? Ferner ist es allbekannt, daß Schwarzenberg nicht sehr angenehm ist in Petersburg, und was kann ein Zar aller Reußen nicht Alles unternehmen, um einem mißliebigen Premier Schwierigkeiten zu machen? u. s. w. Allein „man darf nicht immer Recht haben,“ sagt ein altes Sprichwort, und dies war und ist das größte Unrecht unserer Radicale. Aber auch dieser Glaube an den weißen Zaren ist kein alleinherrschender, es gibt noch eine Fraction unserer unverwüßlichen Hoffer, und diese hat sich einen andern Genius, und zwar in der Person — doch lachen müssen Sie nicht! — Haynau's aufgestellt. Haynau, heißt es, hätte sich während seines hiesigen Aufenthaltes von der Tüchtigkeit des magyarischen Stammes, so wie von der totalen Depravation der Serben und Walachen überzeugt; auch habe eine hochgestellte Dame endlich eingesehen, daß man dem russischen Einfluß auf die Slaven der

Monarchie nur mit Hilfe des wirklich pacifirten und für die Dynastie gewonnenen magyarischen Stammes die Spitze bieten könne, und Herr Haynau, der am meisten geneigt wäre, den Russen, die ihm den Braten Görgei vor der Nase wegschnappten, einst ein Proböchen seiner alleinigen Taktik zu liefern, hätte also die Mission übernommen, die Magyaren durch bedeutende Concessionen aus dem Schmollwinkel zu locken u. s. w. Die Abreise des Civilcommissärs Gehringer, und die Gerüchte von der Abdankung Radezki's werden in diese Combination mit aufgenommen.

Außer Warschau sind es noch unsere Finanzen und unsere neue Posteinrichtung, welche die Einwohner Badapesths beschäftigen. Die Rathlosigkeit im Finanzrathe hat auch die kleinsten Spuren von Metall aus unserem Verkehr verschwinden gemacht, und obwohl das Agio in seinem Course nicht gestiegen, so ist doch die Schwierigkeit viel größer, sich Gold oder Silbermünzen einzuwechselt. So erzählte mir dieser Tage ein Geschäftsmann, der bedeutende Summen nach den Donauländern zu schicken pflegt, daß er 2000 Ducaten, die er an einen moldauischen Bojaren zu übermachen hatte, in den zwei Schwesterstädten nicht aufbringen konnte, denn alle Mäkler versicherten ihm, daß sie nicht zu haben sind. Besonders aber haben die zwei Gulden = Noten einen großen Schwindel in unserer Handelswelt hervorgebracht. Diese Papiere, welche voriges Jahr ausgestellt wurden, sollten nämlich bis Ende Mai dieses Jahres eingelöst sein, und die hiesigen Kaufleute wurden in der letzten Zeit förmlich mit den Noten überschwemmt. Die Bank hatte nicht Hände genug, um die anstürmenden Massen abzufertigen, und die Kaufleute sahen sich genöthigt, um Verlängerung des Termins einzukommen, was ihnen auch für Monat Juni bewilligt wurde. Manche haben ein ganz probates Mittel gegen die Sündfluth der Zweier in Bereitschaft gehabt. Wenn nämlich Jemand etwas einkaufte, und, wie es in diesen Tagen meist der Fall war, einen Zweier hingab, so drehte der Kaufmann den Zettel nach allen Seiten, machte ein halb verlegenes, halb mitleidiges Gesicht, und sagte: „Freund, dieser Zweier ist falsch, wenigstens ist er mir sehr verdächtig. Doch, Sie thuen am besten, wenn Sie ihn in die Bank tragen, dort wird man das Ihnen am besten sagen können.“ Der Käufer trug die Note zu einem andern Kaufmann, und wenn dieser und ein dritter eben so seine Banknotenkenner waren, endlich in die Bank, die aber besser cernirt war, als die Komorner Festung es je von dem austro-russischen Heere gewesen, und er mußte sich endlich entschließen, seinen Zweier mit einem starken Rabat an einen Mäkler zu verkaufen.

Von der neuen Brieffrankaturverordnung werden Sie vermuthlich schon gehört haben. Es muß nämlich, weil früher viele Briefe auf den Postämtern liegen blieben, ohne von den Adressaten eingelöst zu werden, jetzt jeder Brief bei der Aufgabe frankirt werden. Die Schwierigkeiten, welche der Handelswelt, und das Deficit, welches der Regierung durch diese Maßregel erwachsen müssen, wer-

den Sie selbst in österreichischen Zeitungsblättern zur Genüge angedeutet finden. Hier, in dem „schwierigen“ Ungarn, wollen argwöhnische Augen auch in dieser Maßregel einen verkappten Polizeistreich erblicken. Briefe mit erbrochenem Siegel, und die sind in unsern Tagen keine Seltenheit, lassen sich nicht wohl mit Anstand an die Adressaten abgeben, das gänzliche Unterschlagen solcher Briefe würde aber einen bedeutenden Portoverlust erzeugen; ist aber der Brief vorher frankirt, so kann die Polizei ihre unschuldigen Experimente anstellen, ohne mit der Staatsökonomie in Collision zu gerathen.

Ich habe Ihnen in meinem vorigen Schreiben von einigen Gensdarmenexcessen berichtet; wir haben seit dieser Zeit Fortschritte gemacht. So haben dieser Tage mehrere Honved in der Borschoder Gespannschaft, die assentirt werden sollten, den Wächtern der Ordnung ein förmliches Treffen geliefert, und sie konnten erst dann bewältigt werden, nachdem vier von ihnen todt und die Mehrheit der übrigen verwundet auf dem Kampfplatz lagen. Nach Angabe der amtlichen Blätter haben die Gensdarmen in diesem Gefechte 17 Mann verloren; von den übrig gebliebenen Honved wurden einige standrechtlich erschossen. Glücklicher war eine Honvedabtheilung am Plattensee, die ebenfalls mit den Gensdarmen handgemein wurde; — ein Duzend der gehästen Häfcher wurde niedergemacht, und die siegreichen Insurgenten flohen in den nahe gelegenen wohlberücktigten Bakanger Wald. Bei den im Lande garnisonirenden eingereichten Honved kommen übrigens täglich zahlreiche Desertionen vor, und die unglücklichen Flüchtlinge finden bei dem Landvolke aller Nationalitäten eine sichere Zufluchtsstätte.

Unter den Tagesbegebenheiten machte die am 2. dieses Monats erfolgte Einziehung des Dr. Saphir, Redacteur des „Spiegel“, und die Beschlagnahme aller seiner und seines Mitarbeiters Lewitschnik (Verfasser der famosen hyperlogalen „Silhouetten“) großes Aufsehen. Ihre Leser mögen hier Einiges über die „Irrfahrten“ des Herrn Saphir vernehmen. Derselbe ist der ungetaufte Neffe des Wiener M. G. Saphir. Vor dem März war er Mitarbeiter des Klein'schen „Ungar“, eines in magyarisch = liberalem Sinne gehaltenen belletristischen Journals. Nach dem März fuhr der „Ungar“ fort, im Interesse seiner siegreichen Partei zu wirken, allein theils durch die Anfeindungen der Pesther Spießbürger (Klein ist Jude, und in der berücktigten judenfeindlichen Petition, welche diese beim Ministerium Batthyani einreichten, war einer der drei Hauptpunkte, Herrn Klein die Herausgabe seines Journals zu verbieten; dies geschah im April achtzehnhundert und acht und vierzig, theils von dem herannahenden Sturm zurückschreckend, verkaufte Klein sein Blatt an den Buchdruckereinhaber Lukatsch, welcher dasselbe in ein rein politisches verwandelte, und Gustav Zerffi und J. Dangya als Redacteurs anstellte. Allein Saphir meinte, nach dem Sinne der Errungenschaften könne niemand ein Journal als sein Eigenthum betrachten (?) und es an einen

Andern veräußern, und gab auch ein Blatt heraus unter dem Namen: „Der wahre Ungar.“ Da nun die Aufgabe des „Wahren Ungar“ war, mit dem „Ungar“ zu concurriren, und der letztere eines der radicalsten Blätter der Hauptstadt wurde, so mußte der erstere noch radicaler sein, und Herr Saphir ließ in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig. So traf ihn die Occupation Pesths durch Windischgrätz, und die Einwohner der Hauptstadt glaubten ganz sicher, unter den vielen nach Debreczin geflüchteten Patrioten auch den Redacteur des „Wahren Ungar“ beklagen zu müssen; aber Herr Saphir hatte schon gezeigt, daß er von dem Eigenthümer eines Journals seine ganz eigenen Begriffe habe, und am Morgen nach dem Einzuge der Oesterreicher erschien der „Wahre Ungar“ mit seinem bisherigen Redacteur an der Spitze, nur ein ganz kleiner Unterschied war daran wahrzunehmen, denn gestern waren noch alle seine Andern von Wuth gegen die Tyrannen und Haß gegen Habsburg angeschwellt, und heute war sein Löschpapiergesicht in geschmeidige Doppelfalten gelegt, aus dem sich einerseits Ironie und spottende Witze (?) über die „davongelaufenen Maulhelden“, andererseits freundliche Grüße und hohe Verwunderung an die „Besieger der Rebellion“ ergossen. Zum höchsten Staunen der Hauptstadt wurde Herrn Saphir nur die Herausgabe seiner Zeitschrift verboten, während ein junger Mann, Namens Hofmann, der in sein Blatt nur die Uebersetzung eines ungarischen revolutionären Gedichtes lieferte, zu zwei Jahren Festungsarrest verurtheilt wurde. Als die Ungarn im April in Pesth einzogen, ging Herr Saphir nach Wien, kehrte mit Haynau wieder zurück, und gab seinen „Spiegel“ heraus, bis am 2. d. seine Begriffe von dem Eigenthümer eines Journals mit denen des Obercommandanten in Collision geriethen, und Herr Saphir sitzt jetzt in Gesellschaft mehrerer der im Januar 1849 „davongelaufenen Maulhelden“ im Knegebäude. Tempora mutantur.

Uebrigens ist unsere Militärherrschaft auch bemüht, von Zeit zu Zeit unser Zwerchfell in Bewegung zu setzen. So hat ein in diesen Tagen an den Vorstand der Judengemeinde erlassener Befehl derselben in unserm Vaterlande manch guten und schlechten Witz in die Welt gefördert. In diesem Erlass heißt es unter Anderm: „Der Vorstand soll darauf Acht haben, und wird dafür verantwortlich gemacht, daß die Juden die rebellischen Kossuthhüte ablegen, und sich die anstößigen Kossuthbärte abnehmen lassen sollen.“ Ich erinnere mich, im October vorigen Jahres in Bäuerle's „Oesterreichischem Courier“ einen Aufsatz gelesen zu haben, wo mit der Gründlichkeit eines Göttinger „Historices professor“ nachgewiesen wurde, daß alle Rebellen, von dem ersten Brudermörder Raim bis auf Hecker, Ledru-Rollin und Kossuth, Bärte getragen haben, und es sich alle loyalen Oesterreicher zur Aufgabe machen sollten, dies giftige Gewächs auszurotten. Dem guten Bäuerle müssen die Thränen der Freude aus den alten Augen geflossen sein, als er diese Verordnung gelesen hat; nur leidet das Princip in seiner diesfälligen Anwendung an einem großen Uebelstand. Es ist nämlich welt-

bekannt, daß der Bart ein heiliges Symbol der orthodoxen und also eben der loyalsten Juden ist; man müßte also erst eine Commission niederlegen, die die Qualitäten eines revolutionären Bartes genauer angeben müßte, was bei den starken Conturen derselben, durch welche sie mit den eigentlichen Judenbärten fast identisch sind, sehr schwer fallen dürfte.

Schließlich will ich Sie noch auf ein kleines Werkchen aufmerksam machen, welches in London in eleganter Ausstattung unter dem Titel: „Ungarns gutes Recht, von einem Diplomaten“ bei W. M. Watts 1830 erschienen ist, und welches ich dieser Tage durchzulesen Gelegenheit hatte. Hier wollen viele Pulski als den Verfasser desselben nennen, allein, obwohl das Werkchen im Ganzen gut gehalten ist, und in zwei dünnen Heften eine ziemlich deutliche und wahre Darstellung des ungarischen Staatslebens in den letzten drei Jahrhunderten liefert, so glaube ich doch mit Sicherheit behaupten zu können, daß es weder von Pulski, noch von irgend einem „Diplomaten“ verfaßt sei. Darauf deuten manche ganz undiplomatische Ausdrücke, wie: „der Bastard einer Jüdin von einem deutschen Fürsten“, „die Raubritter von Marga“ (Habsburg) u. s. w., und die noch weniger diplomatische Behauptung des Verfassers, daß ein unverantwortliches Königthum ein Unsin sei. Diese wenigen Schnitzer ausgenommen, ist das Büchlein mit Geist und Wahrheitsliebe geschrieben, wovon die leitende Idee des Verfassers ein genügendes Zeugniß gibt.

Es ist eine sehr wichtige und für die folgenden Schicksale Ungarns höchstbedeutende Thatsache, daß die Reformation mit dem Antritt der habsburgischen Regierung in Ungarn in eine Periode, nämlich erstere 1517, letzter nach der unglücklichen Schlacht bei Mohatsch 1526 fällt. Man sollte glauben, daß die Reformation, die sich in Ungarn mit fast unglaublicher Schnelligkeit verbreitete, dem neuen, mit dem Katholicismus identificirten Herrscherhause große Schwierigkeiten bereiten sollte, allein die Folge zeigte eben das Gegentheil. Durch die Kämpfe, welche die ungarischen Protestanten mit dem katholischen Clerus zu bestehen hatten, wurde die Agitation von dem Felde der Politik auf das religiöse Gebiet verpflanzt.

Die Regierung wußte bei jedem Landtag, diese Agitation im Gang zu erhalten, und die protestantischen Deputirten vergaßen ihre Landesbeschwerden, wenn sie dem Clerus, wie es immer hieß mit Hilfe der Regierung, etwas abgerungen hatten. Dieser Zustand dauerte bis Joseph II. Nach dem Tode dieses Monarchen, der sowohl mit den Interessen seines Hauses als den seiner Völker in Widerspruch stand, wollte das alte Mittel nicht mehr wirken; denn das Toleranzedict hatte die Protestanten so ziemlich sicher gestellt, Leopold war nicht weniger duldsam als sein Vorgänger, und die Ereignisse in Frankreich stellten die politische Agitation wieder in den Vordergrund. Man mußte also zu einem andern Mittel greifen, und dies fand Franz, nachdem er sich von den französischen Streichen erholt hatte, in der Verschiedenheit der Nationalitäten. Dem Geseze zur Hebung

der ungarischen Sprache wurde die volle Zustimmung der Regierung gewährt, dafür konnte man die Anforderungen der Liberalen hinausschieben, und zugleich Elemente in dem Lande wecken, die einst diesen Liberalen entgegengestellt werden konnten u. s. w.

Sehr treffend ist in diesem Werkchen das Verhältniß der ungarischen Aristokratie zu der der übrigen Länder der Monarchie geschildert, und bei dem jetzigen Stande der ungarischen Altconservativen in Ungarn dürfte diese Schilderung im Auszuge nicht ohne Interesse sein.

Im zweiten Heft, Seite 39, sagt der Verfasser: „Die Aristokratie in diesen Ländern (Oesterreichs) ist dieselbe, wie in allen andern Europas. Derselbe Ursprung, dieselben Laster, dieselben Anmaßungen u. s. w. Der Freiherr von Habenichts, Lernenichts oder Thunichtgut tritt mit 16 Jahren als Lieutenant ein, mißhandelt den Soldaten, avancirt und wird, wenn er lange genug lebt und sich durch Niederlichkeit nicht zu Grunde gerichtet, mit der Zeit General. Dies jedoch erleidet Modificationen. Hat er Geld, so kauft er dem vor ihm dienenden Offizier die Charge ab, und dieser läßt sich pensioniren; diese Pension bezahlt natürlich der Staat. Der größte Theil aber hat nicht die Mittel, dient daher bis zum Rittmeister und läßt sich im besten Mannesalter pensioniren.

Zu den eigentlich hohen militärischen Chargen befördert man aber auch die einheimischen Aristokraten nur sparsam. Da stammen noch aus dem seligen deutschen Reiche die Nachkommen der edlen Begelelagerer, deren Söhne man recrutirt, oder fürstliche Bastarde, die man versorgt. Diese Leute werden zu den höchsten Graden verwendet, und aus ihnen die Aristokratie restaurirt. Dies sind alsdann die Männer, die zu Allem zu gebrauchen sind; die alten einheimischen, reichen Geschlechter macht man zu Höflingen. So stammen die meisten hohen Geschlechter, mit welchen man die ursprünglichen alten Geschlechter, die noch mit der Nation einige Sympathie hatten, ersetzt, von den Abenteurern des dreißigjährigen Krieges ab, wie Clam, Gallas, Buttler, Thun, Buquoi, Montecuculi, Heißer, Mac, Waldstein u. s. w. Die Welden, Haynan, Heß u. s. w. werden nun eine neue Lieferung bilden, da die alten endlich doch zu patriotisch sind. Es liegt System in der Sache! Man sieht, nicht einmal ein Gynlai ist genügend den Anforderungen Habsburgs, er scheidet aus u. s. w. Diejenigen, welche durch Reichthum mächtig sind, werden als Höflinge geduldet und in Niederlichkeit und Verschwendung der Hauptstadt zu Grunde gerichtet.

Der ungarische Adel, reich, mächtig, stolz, an Freiheit gewöhnt u. s. w., hat sich von jeher weder zum Hofadel noch zum Schergendienste recht schicken wollen u. s. w.; daher entstand aber auch in der Gesamtmonarchie ein Zwiespalt in der Aristokratie, der bis in den bittersten Haß ausartete. Die ungarische Aristokratie ward von der österreichischen, worunter sich besonders die böhmische und steierische hervorthat, niemals als rechtes Vollblut betrachtet. Längst hatten

die Aristokraten der Erblande ihre Rechte mit der Freiheit ihres Vaterlandes verloren. Dabei verarmt, waren die Hochmüthigsten oft genöthigt, sich mit der Bureaukratie zu eucanailliren, und man sah die ganze Menagerie der Greifen, Löwen, Adler, Rinder u. s. w. in den Kanzleien jahrelang Schreiberdienste verrichten, um endlich an der Tafel, wo das Mark des Landes verpraßt wird, Platz nehmen zu können.

Der ungarische Adel lebte dagegen frei auf seinen Gütern, und kam in die Hauptstadt nur, um seine Renten in Pferden, Maitreffen und Spielen zu verprassen, während der böhmische, steierische u. s. w. mitunter sogar etwas lernen mußte, um sich nur in anständiger Kleidung unter den Leuten zeigen zu können. Dabei zahlte selbst der hohe, reiche Adel Oestreichs Abgaben, mußte sich Polizei-, Stempel- und Bureaukratenschikane gefallen lassen, worüber er vom Ungar geknecht wurde. Da entbrannte denn ein Haß auf Tod und Leben zwischen der Aristokratie der knirschenden Erblande und derjenigen Ungarns u. s. w. △

Aus Galizien.

Die neuen Verordnungen über die Stellung der Kirche zum Staate haben hier bei fast allen Parteien große Unzufriedenheit erregt.

Unsere Conservativen, fast insgesamt getreue Anhänger des alten Polizeistaates, die da glauben, daß das abstracte Ding, Staat genannt, ausschließlich im Besitze aller Weisheit sei, und daß alle anderen Corporationen und Einzelpersonen mit ihrem beschränkten Unterthansverstände durchaus nicht im Stande sind einzusehen, was ihnen zuträglich ist, und nur großes Unheil anrichten, wenn man sie frei gewähren läßt, sind natürlich sehr übellunmig darüber, daß man da ein schönes Stück Regierungsgewalt so wie nichts die nichts aus den Händen gegeben, und vollkommen überzeugt, daß die üblen Folgen nicht ausbleiben können, wenn künftig auf dem ganzen weiten Gebiete der Kirche nicht mehr gebührend beaufsichtigt, controlirt und gemäßiget werden wird.

Aber selbst unsere Liberalen und Radicale, die doch sonst nie genug Freiheit und Freiheiten haben konnten, finden, daß man ihnen da etwas mehr davon beschneidet, als ihnen eigentlich lieb ist, und blicken mit besorgten Mienen auf die jüngsten Errungenschaften.

Die guten Leute fürchten die Kirche, den Fanatismus und die Herrschsucht der Priester, den Einfluß Roms, die Ränke der Jesuiten, die päpstlichen Bullen, Breven, Allocutionen, Hirtenbriefe u. dgl. Nun, meinen sie, werde sich die Geistlichkeit des öffentlichen Unterrichts bemächtigen, um das Volk im Aberglauben und Dummheit zu erhalten. Aengstliche Gewissen werden durch Auflegung von